

Unerhört

Eröffnungsrede Paul-Hofhaimer-Tage Radstadt 2015 - *Stefan Slupetzky*

Liebe Damen, liebe Herren, wertbes Auditorium,  
es ist ein Zeitalter der Sorgen und der Schuldgeföhle. Auf der einen Seite fürchtet man die Flüchtlingsströme aus dem Süden, auf der anderen hat man Gewissensbisse, wenn schon wieder ein paar hundert Afrikaner jämmerlich im Mittelmeer ertrinken. Hier die Panik vor der Erderwärmung, da die Schuldgeföhle wegen eines neuen Autos, einer neuen Tiefkühltruhe, eines neuen Fernsehapparats. Man zittert vor dem Artensterben, dem Dahinschwinden des Regenwalds, vor neuen Tierseuchen, der Überfischung und den ungeheuren Abfallmengen in den Ozeanen, während man sich schuldbewusst mit eingeschweißtem Billigfleisch und Sushi in der Plastikbox versorgt. Eine kollektive Quadratur des Kreises.

Insofern ist es kein Wunder, dass in weiten Teilen der Gesellschaft eine biedermeierliche Haltung um sich greift, auch wenn sie sich auf regelrecht barocke Weise offenbart: Man zieht sich auf sich selbst zurück und schwelgt im täglichen Konsum von Waren, die dem Ausbau der persönlichen Bastionen dienen. Sinnlichkeit und Hedonismus sind gesellschaftlich schon lang geächtet, oberstes Gebot ist die Vernunft, die Rationalität des Körperlichen, Materiellen. Und so zieht man seine *Lebensfreude* aus der Hoffnung auf eine lange *Lebensdauer*, die man mit der Anschaffung von Hometrainsern, Alarmanlagen, Rauchwarnmeldern und Versicherungen nährt. Zuerst kommt die Gesundheit, dann die Sicherheit (vielleicht ist es auch umgekehrt), dann kommt der Kontostand, und dann kommt lange, lange nichts mehr.

Dabei hat doch alles mit der reinen Sinnlichkeit begonnen. Mit dem dunklen warmen Rauschen in der Quelle unseres Daseins, mit dem steten Rhythmus eines Herzschlags, der uns neun Monate lang vom Nichts ins Licht begleitet hat. Uns alle – ausnahmslos – hat diese Welt mit einer Symphonie empfangen. Vielleicht ist das ja der Grund dafür, dass uns Musik so zu beröhren vermag.

Beröhren allerdings ist nicht per se begrüßenswert. Wir kennen das Zitat des böhmischen Dichters Johann Gottfried Seume: „Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.“ Wir wissen aber auch um die Rolle, die Musik als Propagandainstrument für menschenverachtende Ideologien gespielt hat und spielt – vom Horst-Wessel-Lied bis zum Nazi-Rock von Rammstein und Consorten, von den mexikanischen Narcocorridos, in denen die Bluttaten der Drogenbarone verherrlicht werden, bis zu den Foltermethoden in Guantanamo, wo die Gefangenen über Stunden und Tage hinweg mit ohrenbetäubenden Techno-, Pop- und Heavy-Metal-Klängen gequält und gebrochen werden. Johann Gottfried Seumes Zitat bedarf also einer

Präzisierung: Ruhig niederlassen mag man sich da, wo Musik keinem anderen, keinem niedrigeren Zweck dient als eben Musik zu sein, da, wo sie sich um ihrer selbst willen entfaltet.

Noch vor zweihundert Jahren hieß es, dass die Automatisierung unserer Welt ein großer Segen für die Menschheit sei: Maschinen würden unsere Arbeit übernehmen, und so würden wir schon bald mehr Zeit und Freiheit haben, unsere Bildung, unseren Geist und unsere Menschlichkeit zu pflegen. Die Krone der Schöpfung würde sozusagen in noch nie gekanntem Glanz erstrahlen.

Nun, im Produktions- und Dienstleistungsbereich hat diese so genannte Optimierung ja, wie wir das täglich miterleben können, prächtig funktioniert: Bekanntlich führen die von Maschinen ihrer ungeliebten Tätigkeit entbundenen Arbeitslosen – Vorsicht! Ironie! – ein Leben wie Götter in Frankreich. Aber auch auf dem Gebiet der Künste hat die Technisierung tiefe Einschnitte gezeitigt – man denke nur an die Fotografie, die der Portrait- und in gewissem Ausmaß auch der Landschaftsmalerei das Wasser abgegraben hat.

Musik war immer eine Zeitkunst, etwas für das Hier und Jetzt, aber auch sie ist vom Hier und Jetzt ins Dort und Dann vertrieben worden: eine konservierte, stets verfügbare, stets abrufbare Massenware. Die Magie des Augenblicks, in dem man staunend miterleben darf, dass Sprach- und Ton- und Bühnenkünstler nicht mehr sprechen, musizieren und spielen, sondern in dem sie gleichsam selbst gesprochen, musiziert und gespielt *werden*, das Mysterium des Moments, in dem ein unennbares ES spielt, dieser große alte Zauber ist zum marginalisierten Luxus geworden, zu einer Marotte des Bildungsbürgertums. Er ist inzwischen – jedenfalls, was seinen allgemeinen Stellenwert anbelangt – im wahrsten Sinn des Wortes *unerhört*. Womit man sich stattdessen in Cafés und Shopping-Malls, in Arztwartezimmern oder auch in Autobahnraststättentoiletten beschallen lassen muss, wirft Zweifel an den evolutionären Bauplänen des Menschen auf: Wie, bitte, sollen wir künftig mit den uns gegebenen Augenlidern, aber ohne Ohrenlider überleben?

In einer Zeit, in der das Körperliche, Materielle über alles andere gestellt wird, kann so etwas Unnötiges, *Unerhörtes* wie gelebte, lebende Kultur natürlich kaum auch nur in halbherzigen Ansätzen finanziert werden. Wir haben ja – gottlob! – Maschinen, die Beschallung weitaus kostengünstiger zu produzieren in der Lage sind und die (man denke nur an Einschaltquoten oder Downloadraten) *standardisierbare und messbare* Ergebnisse liefern. Einmal abgesehen von den Werbeeinschaltungen, die sich damit verbinden lassen. Dagegen ist lebende Kultur mit *Advertising* schwerlich kompatibel. Man stelle sich nur eine konzertante Suite oder Sinfonie vor, zwischen deren Sätzen zweitklassige Schauspieler die Bühne stürmen, um für Autos, Slipenlagen oder Haarshampoo zu werben. Nein, wie jeder andere Konsumartikel ist auch die Kunst optimierbar, vor allem als

Propagandainstrument, um greifbare, stoffliche und daher noch weit begehrtere Konsumartikel an die Frau und an den Mann zu bringen.

Sie merken: Wir sind wieder beim zuvor erwähnten Johann Gottfried Seume angelangt: Wo man Gesang missbraucht, da lass dich meinetwegen nieder, aber schließe vorher deine Ohrenlider.

Was ich den gewinnorientierten Technokraten gern ins Stammbuch schreiben würde, ist die Tatsache, dass lebende Kultur weit mehr als nur die hübsche kleine Schwärmerei einer Handvoll Nostalgiker ist. Sie stiftet Identität, sie fördert Neugierde und Toleranz, sie dient der Kommunikation, der Auseinandersetzung und ermöglicht damit die Entwicklung eines komplexen, reflektierten Denkens. Sie vermittelt Werte und ist daher schlicht die Basis dessen, was wir Bildung nennen – geistige, aber auch Herzensbildung. Keine Abfangjäger, Drohnen oder Spionagesatelliten können uns vor dem Erstarken todbringender, totalitärer Kulturen so nachhaltig bewahren wie die Pflege einer lebenden, freien Kultur.

Schon deshalb kann man dem Team des Kulturkreises „Das Zentrum“ nicht genug danken. Über dreißig Jahre bieten diese Leute nun schon einer zunehmenden kollektiven Taubheit gegenüber leisen Tönen die Stirn. Über hundert Veranstaltungen jährlich stellen sie auf die Beine, von Konzerten über Lesungen bis hin zu Vorführungen untergetitelter Originalfilme. Dass sie sich beim Versuch, das Ganze auch zu finanzieren, unzählige Körbe geben lassen müssen, liegt natürlich auf der Hand: Es ist für Wirtschaftsmenschen und Politiker schon lange nicht mehr selbstverständlich, Kunst zu fördern. Umso größer auch der Dank an diejenigen, die es trotzdem tun. Sie dienen damit nicht nur dem Kulturverein, den Künstlern und dem Publikum, sie sichern auch die kulturelle Grundversorgung einer vom Tourismus, von Nächtigungs- und Umsatzzahlen geprägten Region. Vor allem aber helfen sie uns allen, unserer Gesellschaft, deren immaterielle Werte, wenn man sie nicht immer wieder hochhält, untergehen.

Zu danken ist schließlich auch Ihnen, dafür, dass Sie hier sind, um zu lauschen, sich mit anderen auszutauschen und die Darbietungen zu genießen. Vielleicht wäre es zu Hause mit dem Heimkino und mit der Stereoanlage komfortabler. Aber das ist ja der Unterschied zwischen dem oft beschworenen Lebensstandard und der oft vergessenen Lebensqualität: Am Lebensstandard kann man leicht ersticken, weil er sich nur schwer mit anderen teilen lässt, die Lebensqualität dagegen potenziert sich, wenn man sie gemeinsam pflegt und feiert.

Das wollen wir jetzt tun. Und deshalb haben wir – meine beiden Kollegen vom Trio Lepschi, Martin Zrost und Tomas Slupetzky – Ihnen etwas mitgebracht, das alle Weltprobleme löst. Es ist der Nachbau einer Erfindung, die – man höre und staune – von

niemand geringerem als Paul Hofhaimer gemacht wurde, kurz bevor er 1537 in Salzburg das Zeitliche segnete. Sein Zeitgenosse, der berühmte Paracelsus, fand die Entwürfe in Hofhaimers Sterbehaus und widmete seine letzten Jahre (er verschied vier Jahre später ebenfalls in Salzburg) der Umsetzung von Hofhaimers Idee. Paracelsus hinterließ ein Manuskript in Brailleschrift, das wir – seinen Anweisungen folgend – in Gebärdensprache übersetzt haben, und zwar in die zwei Gebärdensprachendialekte Esperanto und Volapük. Es lautet wie folgt:

Ich hab mir gestern eine neue Spunzel angeschafft.  
Die alte hat mir, wenn sie läuft, nicht mehr genügend Kraft.  
Die neue hat mir gleich gefallen, a Spunzel ganz in Rot,  
sehr hübsch und elegant und außerdem im Angebot.  
Ich hab nicht lang gezögert und die Spunzel mir gekauft.  
Die alte ist schon bissel schwach, vor allem, wenn sie läuft.  
Was sagen Sie? Sie fragen mich, was soll a Spunzel sein?  
Dass Sie das nie gehört haben, will mir nicht in Kopf herein.

A Spunzel is a Brimlitz mit breiteren Lamellen,  
man kann die Spunzel also nicht nur legen, sondern stellen.  
Im Gegensatz zum Brimlitz braucht sie keine Batterie,  
und waschen muss man sie, wenn überhaupt, dann meistens nie.  
Die Spunzel kann man tragen, zum Beispiel ins Café,  
und wer noch einen Brimlitz hat, ist hoffnungslos passé.  
Was sagen Sie? Sie fragen mich, was soll a Brimlitz sein?  
Das weiß doch bitte jedes Kind, ob winzig oder klein.

A Brimlitz is so ähnlich wie a Flops mit weichem Rand,  
weshalb man ihn bedienen kann mit einer freien Hand.  
Der Flops hat sieben Füße, der Brimlitz hat nur drei,  
grad stehen kann er trotzdem, deshalb ist das einerlei.  
Den Flops, den macht der Spengler, den Brimlitz macht der Schmied,  
Das ist im Grund, soviel ich weiß, der ganze Unterschied.  
Was sagen Sie? Sie fragen mich, was soll a Flops jetzt sein?  
Man möchte bald glauben, Sie stellen sich dumm, und das auch nur zum Schein.

A Flops, das is a Gombe mit langem Einfüllrohr,  
a Gombe is a Bompf mit einem Filterstück davor,

a Bompf is eine Flütze mit verkehrtem Druckventil,  
a Flütze is a primitiver Schmorzel ohne Stiel.  
A Schmorzel is a Zirbelwerk mit eingebautem Dorn,  
a Zirbelwerk, das is a Blutsche, jedenfalls von vorn.  
Was sagen Sie? Sie fragen mich, was soll a Blutsche sein?  
A Blutsche is a Spunzel, jetzt fällt mir nix mehr ein!

Vielen Dank und gute Unterhaltung bei den 29. Paul-Hofhaimer-Tagen.